

Konfrontation mit der Praxisrealität

6 Monate Praxisassistentz im Rahmen des Pilotprojektes des KHM: ein Erfahrungsbericht

Die Praxisassistentz – eine super Sache, jedem Arzt und jeder Ärztin auf dem Weg zum Grundversorger-Facharztstitel unbedingt zu empfehlen. Sie ist eine gute Standortbestimmung und Motivationspritze! Wichtig ist es, dass die Beziehung zum Praxisinhaber stimmt.

L'assistantat au cabinet médical est une excellente institution, à recommander chaleureusement à tout médecin souhaitant obtenir le titre de spécialiste de premier recours. A la fois bilan personnel et aiguillon de motivation! L'important, c'est que la relation assistant-praticien soit harmonieuse.

Alexandra Röllin

Die kleinen, aber entscheidenden Tücken des Alltags

Wieder und wieder fahre ich mit dem Stift über den Strichcode. So sehr ich mich auch bemühe, das ersehnte Piepsen stellt sich einfach nicht ein. Es will mir nicht gelingen, was jede Verkäuferin in der Migros aus dem Effeff beherrscht ... Es ist der erste Abend meiner Praxisassistentz, und ich versuche, die Leistungen, welche ich mit meinen Konsultationen erbracht habe, per Strichcode in den Computer einzulesen.

Das ist nur eines der verflixten Details, mit denen ich konfrontiert werde. Als Selbständigerwerbende aus medizinischen Leistungen ein Einkommen zu generieren, scheint eine recht vertrackte Angelegenheit zu sein. Das wird mir zum ersten Mal richtig bewusst ... War auch ziemlich schockiert, als ich erfuhr, wie viele Patienten ihre Arztrechnung nie bezahlen. Mahnungen? Beteiligungen? Aktive? Passive? Umsatz pro Tag? Bilanz? Hatte ich mich in meinem bisherigen Leben – von der privaten Steuererklärung mal abgesehen – immer erfolgreich von Wirtschaftsdingen drücken können, so erteilte mir mein Lehrpraktiker nun in verdienstvoller Weise Nachhilfestunden in Buchhaltung und Unternehmensführung.

Motivation und Erwartungen

Wie kam es dazu, dass ich mich plötzlich mit so ungewohnten Dingen abmühte? Was hat mich dazu bewogen, eine Praxisassistentz zu machen? Während des Wahlstudienjahr-Praktikums in einer Hausarzt-

praxis war mein Wunsch entstanden, Allgemeinmedizinerin zu werden.

Seit dem Staatsexamen habe ich zwar 5 Jahre praktische medizinische Erfahrung sammeln können, jedoch ausschliesslich in verschiedenen Spitälern und somit, je nach Fach und Spitalgrösse, in der Sekundär- oder gar Tertiärmedizin, wo sich niemand um die spezifischen Bedürfnisse von angehenden Grundversorgern kümmert, wo man als solche bisweilen als eine «Assistenzärztin zweiter Klasse» gilt, «die nichts Besseres erreicht hat» oder gar mit manch mitleidigem Lächeln bedacht wird.

Ich wollte vor Abschluss meines FMH-Titels eine Realitätsprüfung durchführen, eine Evaluation, ob die Eröffnung einer eigenen Praxis für die nächsten Jahre eine ernsthafte Option darstellt.

Ist es wirklich das, was ich mir darunter vorstelle? Hält das rosa Bild, das ich von meinen sehr positiv erlebten drei Monaten im Wahlstudienjahr mitgebracht habe und das seither irgendwo zwischen Neokortex und limbischem System dahinschlummert, der harten Alltagsrealität stand? Aufhebung des Kontrahierungszwangs, Tarmed und ähnliche Stichwörter hatten unterdessen auch mich aufgeschreckt und mich bisweilen an meiner Berufswahl zweifeln lassen. Auch lange Arbeitszeiten, Unzufriedenheit mit der oft rigiden Spitalhierarchie und ähnliches führten, meine Zukunft betreffend, immer wieder zu emotionalen Achterbahnfahrten. Dazu anzumerken ist, dass ich vor dem Wahlstudienjahr ein völlig anderes Ziel hatte, nämlich Wissenschaftsjournalistin zu werden.

Eine Stelle suchen – und finden

Nach einer ersten Enttäuschung – eine geplante Praxisassistentzstelle kam ganz unterwartet kurz vor der

Vertragsunterzeichnung nicht zustande – fand ich dann nach einigem Suchen (aber recht zufällig ...) doch noch einen Lehrpraktiker, der die Kriterien für das Projekt des KHM erfüllte. Bald war der Antrag ordnungsgemäss eingereicht, bewilligt, die Verträge unterzeichnet, und das Abenteuer konnte beginnen. Der Ort meines Wirkens war eine Doppelpraxis in einem vor allem von Arbeitern bewohnten Vorort von Zürich. Der Praxisinhaber war Allgemeininternist, sein teilzeitig mitarbeitender Bruder Allgemeinpraktiker, das «Patientengut» altersmässig breit gestreut: vom Ungeborenen (Schwangerschaftskontrolle) über den Säugling zum Impfen bis zur betagten Pflegeheimbewohnerin. Der Ausländeranteil war so gross, dass ich ohne italienische Sprachkenntnisse Schwierigkeiten gehabt hätte. Dies hat den Umgangston in der Praxis sicher bisweilen etwas unzimperlicher, aber oft auch lockerer gemacht.

Teilzeit mit ihren positiven und negativen Seiten

Ich hatte mich für eine Teilzeit-Praxisassistentenz entschieden – mit einem, in der Regel, 50%-Arbeitspensum, das in den Vertretungsphasen aber bis 80% ansteigen konnte; dies aus verschiedenen Gründen: Zum einen wollte ich nach 5 strengen Spitaljahren mit wenig Freizeit mein soziales Netz etwas enger knüpfen und meinen Horizont wieder über die Medizin hinaus erweitern. Zum anderen stand ich kurz vor der theoretischen Facharztprüfung und wollte die Zeit nutzen, um die in der Praxis erworbenen praktischen Erfahrungen theoretisch zu vertiefen, eine Art des Lernens, welche bei mir immer die besten Erfolge bewirkt hatte.

Im Verlauf zeigte sich, dass dieser Entscheid sehr viele positive, aber auch negative Konsequenzen mit sich brachte. Die positiven liegen auf der Hand – ich blühte auf, viele vergessene Interessen drängten wieder ans Tageslicht.

Ohne ständige Zeitnot trat wieder richtige Begeisterung bei der Arbeit auf, was in den letzten Spitalmonaten etwas in Vergessenheit geraten war.

Auch die theoretische Weiterbildung bekam wieder mehr Platz; ich besuchte zwei Praxiseröffnungsseminare und diverse andere Fortbildungen. Die andere Seite der Medaille war die Tatsache, dass ich manchmal den versteckten Neid der anderen (inkl. des Praxisinhabers), die 100% «schufteten», spürte, was ihnen in diesem Jahrhundertssommer nicht zu verübeln war. Am Anfang hatte ich grosse Mühe, damit

umzugehen. Das eigene schlechte Gewissen – «jetzt einfach zu gehen» – vermieste mir teilweise die neugefundene Freiheit.

Ein Sprung ins Wasser

Der Einstieg in die Praxisassistentenz verlief relativ hektisch. Der Praxispartner und Bruder des Lehrpraktikers war krankheitshalber unerwartet ausgefallen. Da ich meine letzte Stelle bereits einen Monat früher beendet hatte, erklärte ich mich spontan bereit, eine Woche früher einzuspringen. Es war Grippesaison, die Praxis zum Bersten voll. Die Einarbeitungsphase, wie sie im Rahmen des Praxisassistentenzprojektes eigentlich vorgesehen wäre, litt ziemlich unter diesen Umständen. Mir kam zugute, dass ich schon einiges an klinischer Erfahrung gesammelt und mich schon immer für eine problemorientierte praktische Medizin begeistert hatte.

Ich musste und konnte mich schnell in die Arbeit einleben, und sie machte mir Spass wie schon lange nicht mehr.

Geben und nehmen

Ich fühlte mich hier auch viel mehr geschätzt als in einer grossen Klinik, wo ein Assistenzarzt / eine Assistenzärztin in der Regel ein kleines Rädchen darstellt, das vor allem zu funktionieren hat. Ich lernte sehr viel im direkten Kontakt mit meinem Lehrpraktiker. Er zeigte viel Begeisterung und Engagement darin, mir in verschiedensten Gebieten Neues beizubringen. Im Gegenzug war er sich aber überhaupt nicht «zu schade», in Gebieten, in denen ich mehr oder aktuellere Erfahrung hatte, auch mich um Rat zu fragen. So wurde ich beispielsweise in die Überarbeitung des Notfallmedikamentensets mit einbezogen, da ich bereits in der Anästhesie und bei der Rega gearbeitet hatte. Durch das damit gewonnene Selbstvertrauen wurde meine Motivation zusätzlich gestärkt.

Der Patient in seinem Umfeld

Etwas, das mir besonders grosse Freude bereitete, waren die Hausbesuche und die Besuche im Alters-/Pflegeheim. Durch den Tapetenwechsel konnte ich spannende Einblicke in das persönliche Umfeld der Patienten gewinnen. Und ich erlebte auch manch witzige bis seltsame Anekdote. So mussten wir einer verstorbenen zierlichen alten Dame – bereits hübsch

aufgebahrt – den Herzschrittmacher «herausmontieren». Diese für mich doch sehr ungewöhnliche Arbeit erwies sich als viel «trickreicher» als gedacht. Auch mit der mitgebrachten «Riesenbeisszange» schafften wir es kaum, die zähen Elektrodendrähte zu kappen.

Ein älterer, wegen eines Insultes rollstuhlbedürftiger, eher mürrischer Herr wollte keinen Hausbesuch (die Spitex hat jeweils auf einen Besuch gedrängt, wenn die Dinge im Argen lagen). Seine Wohnung glich einer Elektrowerkstatt – er war ein Bastler und überall lagen seltsame Konstruktionen herum. Er fluchte zwar jedes Mal, wenn jemand von der Praxis «auftauchte», doch verwickelte er mich dann immer in philosophische Diskussionen, welche auch ihm zu gefallen schienen.

Medizinische und unternehmerische Herausforderungen

Natürlich wurde ich auch mit vielen Lücken in meiner Ausbildung und (noch) fehlenden Fähigkeiten konfrontiert. Wie um Himmelswillen bringt man bei Ferienabwesenheit des Chefs demotivierte MPA's dazu, engagiert mitzuarbeiten, während man selber den «Koller» hat? Sicher nicht mit Fluchen oder mehrmals wiederholter Kritik. Aber wie denn sonst? Personalführung und -motivation, besonders in den Momenten, in denen ich mich selber nicht ganz rosig oder überfordert fühlte, waren Dinge, die ich als sehr schwierig empfand und wo ich sicher noch viel dazulernen muss. Die häufigen Feedbacks des Praxisinhabers oder auch der MPA's (wobei erstere deutlich diplomatischer ausfielen als letztere) brachten mir in diesem und anderen Gebieten viele neue Erkenntnisse oder zumindest die Erkenntnis, wo noch Dinge gelernt werden müssen.

Das Aushalten der eigenen Ohnmacht bei den regelmässigen Besuchen von chronischen (Schmerz-) Patienten, denen die technische Medizin «nichts mehr zu bieten» hat, erwies sich als eine der grössten Herausforderungen für mich.

Auch andere Krisen mussten durchgestanden werden. Ich bekam EDV-Systemabstürze mit, das Chaos vor der Tarmed-Einführung im UVG, Liquiditätsgpässe und anderes mehr ...

So wurde ich mit den alltäglichen Belastungen und Nöten des Hausarztes konfrontiert, den Schattenseiten der sonst doch sehr spannenden Arbeit.

Mein Lehrpraktiker war in diesen Dingen immer sehr offen und ehrlich. Er hat nichts beschönigt oder verheimlicht und mir so ein ungeschminktes Bild der Realität vermittelt, was ich sehr geschätzt habe.

Ein gutes Lernklima

Sehr förderlich für das Lernklima war sicher die Tatsache, dass wir uns persönlich gut verstanden. Die Chemie zwischen dem Praxisinhaber und mir stimmte, auch die Stimmung im Team war grundsätzlich gut und wohlgesinnt. Oft assen wir zusammen, besuchten gemeinsam Fortbildungen (beispielsweise die Bielersee-Tagung), und vereinzelt gab es auch eine gemeinsame Freizeitaktivität wie beispielsweise ein Nachtessen mit Theaterbesuch oder ein Bad in der Limmat.

Wo stehe ich jetzt?

Was hat mir diese Erfahrung unter dem Strich gebracht? Wie ist die Realitätsprüfung ausgefallen? Neben einem spannenden halben Jahr, in dem ich wieder viel Freude und Motivation für meinen Beruf tanken konnte, habe ich sehr viel über meine Stärken und Schwächen gelernt. Ich habe eine Ahnung, welche Fähigkeiten und Fertigkeiten vor Eröffnung einer eigenen Praxis noch verbessert werden sollten; ich habe ein realistisches Bild von der Arbeit in der Allgemeinpraxis – mit allen ihren Sonnen- und Schattenseiten – gewinnen können.

Die konkrete Schlussfolgerung für mein eigenes Curriculum lässt sich folgendermassen zusammenfassen: Ich sehe meine Zukunft noch immer im ambulanten Bereich der medizinischen Grundversorgung. Die damit verbundene Nähe zur Lebenswelt des Patienten, die Vielfältigkeit der Herausforderungen und die Organisationsform «Sprechstunde» (im Gegensatz zur Organisationsform «stationäre Abteilung») entsprechen mir.

Ich sehe aber auch, dass noch einiges hinzugelernt werden muss.

Auch machen mir finanzielle Verantwortung und starke Verpflichtung in einer eigenen Praxis noch ziemlich Angst. Aus diesem Grund werde ich in den nächsten Jahren versuchen, meine Wissens- und Könnens-Löcher zu «stopfen» und mir eine allgemeinmedizinische Tätigkeit auf Angestelltenbasis zu organisieren, bevor ich mich zu einem späteren Zeitpunkt vielleicht ins Abenteuer «eigene Praxis» stürzen werde.